
800 Meilen westwärts

Ein Ultramarathon quer durch Alaska



Sonntag, den 23.2.2003 starteten Christian und ich das Iditarod Invitational, einen Ultramarathon quer durch die Eiswüste Alaskas. Es war das absolut extremste Rennen, an dessen Startlinie wir jemals standen. Nichts kann diese 800 Meilen von Fairbanks nach Nome auch nur ansatzweise toppen. „Wie habt ihr die dreißig Tage überhaupt überlebt“, fragten Freunde. Keine Ahnung – wahrscheinlich mit einer Geisteshaltung aus „Augen zu und durch“ und „Let’s do it“.



Wie ist das Rennen? Wie ist es wirklich? Du fragst Veteranen und die Leute schauen dich an – die, die das Rennen beendet haben und die, die aufgeben mussten (davon gibt es mehr als genug) – die schauen dich an, ihr Kinn hebt sich leicht und ihre Augen bekommen einen eigentümlich starren Glanz. Manchmal lächeln sie und manchmal schleicht sich so etwas wie Furcht in ihren Blick und sie öffnen ihren Mund um dir zu antworten und

sagen: „Nun...“ Und das war’s. Nicht, dass sie nicht helfen möchten – jeder den ich fragte, wollte sich unbedingt nützlich machen und uns Informationen geben. Aber das

Rennen ist... anders. Ich habe es damals nicht verstanden, aber das Rennen ist anders als alles, was ich jemals erlebt habe. Auch jetzt, wenn ich gefragt werde, wie es denn ist, das Rennen, nicke ich langsam, ein Lächeln zaubert sich auf meine Lippen und ich kriege dieses leicht ehrfurchtvolle Glitzern in den Augen, ich öffne meinen Mund und sage: „Nun...“ Und das war's. Es ist fast



unmöglich, dieses Rennen in Worte zu fassen. Die Strecke kann aufgeteilt werden in Sektionen, Tage, Stunden, Angst, Freude, Checkpunkte, Stürme, Nächte, Kälte, Wasser, Eis, Schmerzen, Tragödien, kleine und große. Aber das Rennen als großes Ganzes, durch bloße Worte zu vermitteln suchen, dafür müssten neue erfunden werden.

Absolut unglaublich, vielleicht. Irre, abartig. Ändernd. Alles und noch viel mehr. Kein einziges dieser Worte funktioniert richtig. Wenn man den alten Hasen Zeit lässt, sich zu sammeln, ihnen Zeit lässt, in das große Nichts vor ihnen zu starren um sich in den Rennmodus zurückzusetzen, fangen sie meistens an zu erzählen.

„Es war kurz hinter Unalakleet. Dort hatte mein Schutzengel echt zu tun. Als wir über die Berge runter zur Beringsee kamen, fiel die Temperatur von -16°C auf -40°C . Ich lief um die letzte Kurve und knallte gegen eine eiskalte Wand und meine Füße gefroren – hier habe ich meine kleinen Zehen verloren – beide Laufräder meines Bikes waren durch das angesammelte Eis blockiert, ich schob das Rad seit etwa 80 Kilometern und hatte seit 30 Stunden nicht mehr geschlafen, meine Lafschuhe waren steifgefroren, da ich durch einen kleinen Fluss gebrochen bin...“ Pause und ein tiefer Seufzer. Der Blick in die endlosen Weiten hinter mir kommt zurück und fokussiert wieder. „Also pass Richtung Meer auf Dich auf.“

Das, was der Wettkämpfer gerade beschrieben hatte, dieser ganze Ablauf des Geschehens, die erfrorenen Zehen, endlose Stunden dahin zu trotten, das Ganze zu durchleben hat etwa 20 Minuten gedauert. In einem Rennen, das bis zu 30 Tage dauert, mit weiß der Teufel wieviel 20-minütigen Sequenzen, dieses kleine Bisschen Ratschlag, das doch zwei Zehen gekostet hat, hat nur 20 Minuten gedauert. Wird das ganze Rennen so sein? Werden sich die harten Momente die Klinke in die Hand geben?

Genau hier beginnt es klarer zu werden, die ganze Wahrheit über das Rennen kam langsam zu Bewusstsein. Die ersten Gedanken, die echten Zweifel, die um jeden Preis vernichtet werden mussten, sonst würden sie das Rennen beenden noch bevor wir überhaupt über die Startlinie gelaufen waren. Die ersten wirklichen Zweifel: Wie um Himmels Willen können wir so etwas in Angriff nehmen? Wie kann irgendjemand so ein Rennen überstehen?

26.02.2003 Manly Hot Springs

Eines haben wir in den ersten Wettkampftagen bereits gelernt: Es gibt hier draußen niemanden, der dir den Schnee schön macht, hier hält niemand deine Hand und hilft dir über den nächsten Hügel oder Berg, niemand der dich aus dem Wasser zieht falls du einbrichst und niemand der sich um dein persönliches Wohl kümmert. Die Wettkämpfer helfen sich untereinander, aber es gibt nur 32 von uns und das Feld hat



sich bereits am ersten Tag extrem auseinander gezogen. Die Strecke ist also nicht unbedingt überfüllt. Wie ein Kalifornier es später formulierte: „Shit man, das hier ist die Iditarod-Strecke. Wenn es einfach wäre, würde nun wirklich jeder hier rumlaufen!“ Unsere erste Nacht im Biwak verläuft etwas unorganisiert. In der Dunkelheit finden wir uns in der Pulka noch nicht zurecht, das Gepäck erkennen wir noch nicht blind. Es dauert eine Weile

bis das Gestänge im Biwaksack sitzt, der Tee aus geschmolzenem Schnee gekocht und der gefriergetrocknete Travellunch seine fünf Minuten zieht. Die letzte Gruppe Läufer überholt uns und fragt leicht spöttisch in die Dunkelheit, ob wir unser Pensum schon erfüllt hätten. Haben wir, denn wir wollen uns nicht schon in der ersten Woche komplett auspowern.

Das Schlimmste nach einer molligen Nacht im Biwak ist die Hektik am Morgen. Schnell anziehen, schnell frühstücken und dann ganz schnell weiter. Klamotten und Schuhe sind klamm, wir haben aus Gewichtsgründen keine Wechselwäsche dabei, sondern nur Schichten, die je nach Witterung aufeinander aufbauen. Der Trail ist für Läufer etwas weich, für unsere Cross-Ski genau richtig. Die Schuppen halten gut an den leichten Steigungen, die Stahlkanten führen perfekt über das unebene Terrain. Uns fallen die tief und sehr unregelmäßig eingegrabenen Reifenspuren der Biker auf. Irgendwann hören sie ganz auf. Dafür tiefe Fußspuren – es ist zu weich zum Radfahren. Drei Kreuzzeichen für unsere Entscheidung, das Rennen mit Langlaufskiern anzugehen. Landschaft und Karte sind nur bedingt vereinbar, es fehlen markante Punkte. Routinemäßig stellen wir unsere Position mit dem GPS fest, es sind noch fünf Meilen bis zum Roadhouse. Ich habe bereits die ersten Blasen verpflastert, die steilen Flussufer nehmen die Füße ganz schön ran. In der Dunkelheit gegen 21 Uhr wird das rote Positionslicht des Flughafens sichtbar und dann der Hammer: Wir müssen auf dem Nenana-Fluß bleiben, da die kurze Strecke in den Ort den Hundeschlitten vorbehalten ist. Weitere acht Meilen, sagt ein handgeschriebenes Schild nebst Smiley. Wir gehen in die Knie und überlegen ernsthaft, auf dem Eis zu biwakieren, doch die Schlafsäcke sind feucht und die Aussicht auf dicke Hamburger und eine Dusche lockt. Gegen Mitternacht kommen wir todmüde nach 18 Stunden Nonstop-Marsch endlich an. Es herrscht schlechte Stimmung. Biker und Läufer sind frustriert, da die weiche Strecke sehr viel mehr Energie und Zeit kostet als geplant, die zwei kleinen Campinghütten sind restlos überfüllt und die Bar hat geschlossen. Christian und ich schauen uns an, nehmen in stillem Einverständnis unsere Schlafsäcke und bauen unser Lager windgeschützt zwischen den Hütten auf. Der nächste Tag, versöhnt uns mit einem gigantischen Frühstück, einem Bad in den heißen Quellen und süßem Nichtstun. Es sollte einer der beiden Ruhetage während des gesamten Rennens werden – damals rechneten wir noch mit etwa vier faulen Tagen, doch unsere Tageskilometer-Leistung verschlechterte sich rapide...

05.03.2003 Ruby

Als wir von 40 Mile Cabin aufbrechen, war das Wetter wunderbar klar und mild. Die Sonne ging gerade rechts neben uns auf und tauchte den Yukon in ein warmes goldenes Licht, durchwirkt mit einem Hauch rosa. Die ersten Kilometer glitten die Ski perfekt dahin, der Schnee war griffig und hart gefroren. Und ich dachte, nur so zum Spaß, Teufel, das Rennen läuft wirklich nicht schlecht für uns. Fast ein Viertel des Feldes hatte bereits wegen der Schneeverhältnisse aufgeben müssen. Doch das dachte ich leider nur eine Stunde lang. Dann verschlechterte sich die vorgegebene und vom Veranstalter versprochene Schneemobilspur zu einem zugeschnitten, kaum mehr wahrnehmbaren Band. Sobald ein Ski diese dahingehauchte Spur verlässt, versinken wir bis zu den Waden im Schnee. Jeder Schritt wird zur Qual, der Schnee pappt sich in die Schuppen hinein, unser Schnitt sinkt auf etwa 3 Kilometer pro Stunde. John, einer der Geher in unserer kleinen Sechsergruppe, fällt immer weiter zurück. Mechanisch schleppen wir uns weiter. Am frühen Nachmittag ein Geräusch, das süßer klingt als jede Tierstimme und jedes Violinenkonzert – Schneemobile. Vier Stück, mit schweren Schlitten im Schlepptau. Touristen die nach Nome wollen, wie wir! Auch sie planen, in der 66 Mile Cabin zu übernachten und versprechen uns eine Spur über die verschneite zu legen. Unsere Retter, nicht nur im übertragenen Sinn. Der Abschnitt zwischen Tanana und Ruby gehört mit seinen 220 Kilometern zu der einsamsten Strecke auf dem Yukon. Es findet kein Reiseverkehr zwischen den Dörfern statt, wer Verwandte besuchen will, der fliegt. Die offiziellen Trailbreaker des Iditarod-Rennens wurden durch einen Blizzard bei Fairbanks aufgehalten und sind zwei Tage hinter ihrem Zeitplan. „Unsere“ Urlauber legen mit den breiten Materialschlitten, die riesigen Plastikwannen ähneln, eine leidlich feste Spur, die beträchtlich aufmuntert. Mit dem Versprechen, 66 Mile Cabin einzuheizen und schon mal Schnee zu schmelzen bis wir kommen brausen sie davon. Es fängt an zu regnen. Ungläubig blicken wir gen Himmel. Bald darauf wird klar, dass wir es heute nicht mehr zur Hütte schaffen. Wir graben uns am fast senkrecht aufragenden Flussufer Kuhlen in den Schnee, nass werden wir trotzdem. Peter, von Beruf Ranger, ist besorgt, dass wir aufgrund unserer feuchten Kleidung zu sehr auskühlen und drängt uns am nächsten Morgen das Tempo zu erhöhen, uns warmzulaufen. „Passt auf den Wind auf bei der 66 Mile Cabin,“ warnt der Trapper, der am Nachmittag aus einem Seitenarm des Yukon Richtung Tanana fährt. „Könnte ein bisschen rau werden.“ Es stellte sich heraus, dass die 66 Mile Cabin nicht da war, wo sie laut Karte sein sollte. Sie existierte gar nicht mehr. Der Wind, „ein bisschen rau“ entwickelte Geschwindigkeiten von 80 km/h und drückt uns von der ausgelegten Spur weg in den lockeren knietiefen Schnee. „Es ist etwas kälter auf dem Yukon, deshalb solltet ihr noch ein Paar Socken extra mitnehmen,“ ein Tipp des Pub-Besitzers in Manly. „Etwas kälter“ heißt, dass die Temperatur innerhalb von 20 Stunden um etwa 30°Celsius fällt, dass die Haut der Fingerspitzen aufplatzt, kein Wachs der Welt die Ski zum Laufen bringt, das Gesicht unter der Neoprenmaske gefriert, die Haut schwarz wird. Keine Hütte, saukalt, nasse Klamotten, die klassische Situation. Wir folgen Elchspuren das steile Flussufer hinauf in den Wald und finden eine windgeschützte Kuhle, die groß genug für vier ist. Der



Italiener und der Südafrikaner laufen weiter, da sie Angst haben zu erfrieren. Sie haben keine Biwaksäcke dabei, sie wollten „leicht“ reisen. Ihre Schlafsäcke sind noch vom Vortag patschnass. In den Rennstatuten ist nicht vorgeschrieben, welche Ausrüstung der Einzelne mit sich führen muss. Und hier, denke ich, liegt eines der fundamentalen Probleme der Wettkämpfer, die zu diesem Rennen von „außerhalb“ kommen. Zu Hause neben der Loipe zu biwakieren, oder am Samstag mal 60 Kilometer auf der Skatingspur runterzureißen bereitet, einen nicht auf die harschen Verhältnisse in der eisigen Tundra oder die Windkanäle auf kilometerbreiten Flüssen vor. Man nehme schlechtes Wetter in Leutasch, und multipliziere den Faktor mit zehn, dann kommt das den Verhältnissen schon näher.

Wir isolieren unseren Schlafplatz dick mit Fichtenzweigen aber es wird trotzdem nicht sonderlich warm. Temperaturen in der Nacht um -35°C , um zwei Uhr Morgens weckt uns John. „Mann, ich muss weiterlaufen, alles ist nass!“ Er hat die feuchte Atemluft nach innen geleitet, indem er sich den Biwaksack über den Kopf gezogen hat. Und der ist 100% wasserdicht... Ohne Frühstück laufen er und sein Kumpel los. Für uns beginnt der schönste und zugleich schrecklichste Tag des ganzen Rennens. Die Sonne scheint, der Wind hat sich wieder beruhigt aber die Ski scheinen rückwärts zu laufen. Die windgepresste Spur ist mit gemahlenem Glas bestreut, mit zähem Kaugummi gepflastert, mit Sekundenkleber besprüht – die Ski hängen fest. Ich bin den Tränen nahe, schlucke sie nur deshalb hinunter, weil sie an den Backen



gefrieren würden. Und dann, magic! Lautlos überholt uns das erste Schlittenhunde-Team. Der Norweger Robert Sorlie. Schnell, leichtfüßig mit steil nach oben gereckten Schwänzen ziehen vierzehn hochmotivierte athletische Hunde an uns vorbei. In einer Minute sind sie um die nächste Flussbiegung verschwunden. Endlich wird uns klar, dass wir auf der originalen Strecke d e s legendären Iditarod-Rennens laufen.

Ehrlich, Alaska ist wunderbar, heimtückisch, beängstigend und erfrischend extrem. Sich vorzustellen was in einem Rennen passiert, wenn man tagelang auf eisigen Flüssen dahinstapft, sich durch das leere Landesinnere kämpft oder auf der gefrorenen Beringsee nach den richtungsweisenden Markern Ausschau hält, ist nicht in in europäische werte zu übersetzen.

Wir brauchen 13 Stunden für die letzten 25 Meilen nach Ruby. Etwa zehn Schlitten-Teams überholen uns, der Flugverkehr nimmt rapide zu um den Pressezirkus zu transportieren, meine Hände sind zu unnützen Klumpen gefroren, Christian muss mir jeden Riegel aufreißen, die Trinkflasche in die Hand drücken. Gegen 20 Uhr bin ich am Ende. Ruby kommt einfach nicht näher. Da befreit mich Christian kurzerhand von meinem Schlitten, spannt ihn an seine Pulka dran und zieht beide. Ich bin ihm zutiefst dankbar, werde aber kaum schneller. Mit letzter Kraft erreiche ich Ruby. Roger, ein 13jähriger Athabaske, vermietet uns mit Erlaubnis der Eltern sein Kinderzimmer. Er spart, um Basketballer Dirk Nowitzky in Seattle spielen zu sehen. Es gibt getrockneten Lachs und Kräcker zum Dinner.

08.03.2003 Galena

Ich liebe Hunde. Wirklich! Aber 14 Hunde mal 65 Teams, die sich vor uns auf dem Trail entleeren, teilweise Durchfall haben - die Spur ist mehr braun als weiß. Und sie klebt an den Laufflächen der Ski wie Fensterkitt. Kein Anekdotchen am Rande, sondern lästig und nach jedem offiziellen Checkpoint ein echtes Problem. Wir können den Haufen nicht ausweichen dafür ist die Spur zu schmal. Mit der Zeit entwickeln wir



ein System: Über die größten steigen wir im Storchenstil drüber, ansonsten schieben wir einfach etwas mehr an. Der Yukon ist nicht mehr ganz so breit, etwa einen Kilometer. Die Flussufer sind abwechslungsreich, hier und da eine Hütte, viel bergiges Hinterland, scharf eingegrabene Bachbette der Zuflüsse. Weitere Musher überholen uns, die erste Garde ist bereits durch, jetzt kommen die Hinterbänkler, von den Profis ironisch lächelnd

„Recreational Mushers“ genannt. Manche Teams machen einen sehr guten Eindruck, andere lassen ihre Schwänze hängen und schleichen den Trail entlang. Um die Teams etwas zu entlasten, schieben viele Schlittenführer mit Skistecken an. Bei manchen Mushern sieht das aber eher kontraproduktiv aus.

Einer unserer Topläufer hat die Strecke zwischen Ruby und Galena in zehn Stunden bewältigt, wir brauchen dann doch zwei Tage. Auf der Hälfte der Strecke bietet sich ein Fisch-Camp zum Übernachten geradezu an. Im Winter verlassen, aber nicht verschlossen, können die Hütten von allen genutzt werden, die hier übernachten müssen oder wollen. Holz zu hacken, verbrauchtes Wasser nachzufüllen und Kienespäne für den nächsten Übernachtungsgast zu splitten versteht sich von selbst. Abfälle werden verbrannt oder mitgenommen. Die Hüttenöfen sind meist alte Ölfässer, in die vorne eine Türe eingepasst ist, ein einfaches Rohr durch die Decke dient als Kamin. Oben sind die

Fässer flachgeklopft um eine ebene Fläche für Töpfe und Kannen zu schaffen. Diese Ofenkonstruktionen fressen zwar sehr viel Holz, aber die zugigen Hütten kriegen sie innerhalb eine halben Stunde bullerwarm. Der Schnee schmilzt auch sehr schnell, hat aber meist einen leicht schalen Geschmack. Als echtes Luxusweib ist mir frisches Wasser aus dem Fluss lieber, leider hat nicht jede Hütte ein winterfestes Wasserreservoir. Unsere Gruppe verträgt sich super, jeder packt mit an, John weiß die besten Witze und Peter besitzt einen wunderbar karikierenden Humor. Kurz vorm Zubettgehen stichelt er den verschütt gegangenen Ehrgeiz von Julian und Alex an: „Also ich stehe um 2 Uhr auf und laufe los, wir sind ja schließlich bei einem Wettkampf hier!“ Um sich dann um 7 Uhr munter seinen braunen Reis mit Speck zu braten und sich zu erkundigen wie alle so geschlafen hätten. Tagsüber zieht sich unser Feld etwas auseinander, unsere durchschnittliche Kilometerleistung ist die selbe.

Kurz vor Galena sitze ich am Wegrand und inspiziere meine inzwischen komplett wundgescheuerten Füße und wechsele zum ersten mal in die Jogging-Abteilung über. Der Trail ist knallhart und eisig, meine Schuhe sind mit Spikes extra für diese Bedingungen ausgestattet. Vielleicht geht es ja so etwas schmerzfreier. „Achtung Hunde“, ruft mir Christian noch zu, dann sind sie schon über mich hergefallen. In einem Gewirr von Leinen und Musher-Flüchen schnuppern sie an mir rum und

drängen sich mit einem he-lass-mich-auch-mal gegen meinen Rücken. Nach allem was wir gehört haben sind Schlittenhunde halbwilde Zugmaschinen, die gerne schnappen und raufen. Doch die hier sind verschmuste Fellknäuel, die mich anstupsen um sie zu streicheln. „Die haben keine Lust zu laufen. Der Yukon langweilt sie und da ist jede Abwechslung recht. Vor allem wenn sie stinkt,“ fügt er mit einem dreckigen Grinsen in Richtung Socken hinzu. Ein paar Kommandos, der Leithund bringt das Team wieder in eine Art Ordnung, der Musher löst den Schneeanker, „MUSH“ und schon traben sie weiter. Ich schnalle die Ski auf die Pulka und mushe auch los, bei uns heißt das Kommando aber „kommst Du jetzt endlich?“ Zwei Flussbiegungen weiter und verfallene Radiotürme werden sichtbar. Noch drei Meilen und wir sind in Galena. Das B&B steht strahlend in der Sonne, Peter kann es nicht glauben, dass sein Rennen zu Ende ist und er sich seinen Traum tatsächlich erfüllt hat. Die 350-Miler, die sich für die kurze Distanz entschieden haben, sind in Galena am Ziel. Und für uns ist es fast Halbzeit. Grund genug, die einzige Bar des Ortes aufzusuchen und sich fettige Cheeseburger mit allem, doppelte Pommes und einen großen Salat zu bestellen. Und Käsekuchen mit warmer Schokoladensauce geht auch noch rein. Und vier Kaffee und zwei Bier.

11.03.2003 Kalttag



„Wir haben so etwas nicht in Europa.“ Father Brown, der Priester auf dem Schneemobil lächelte, nicht unfreundlich. „Da gibt es verdammt viele Dinge hier oben, die ihr in Europa nicht habt!“ Seine Antwort bezieht sich auf unser ungläubiges Staunen über seinen riesigen Bezirk, den er zu betreuen hat. Über 2000 Quadratkilometer mit ein paar hundert Gemeindemitgliedern. Er hat uns aus Galena fortgehen sehen und sich

ausgerechnet, dass wir die 45 Meilen bis Koyukuk wohl schaffen werden. Ein Anruf bei der Schulleitung genügt und er hat vier Sportler angemeldet, die ein Dach über dem Kopf brauchen. Ein Dach – so viel Luxus haben wir uns nicht träumen lassen. Das Dach entpuppt sich als riesige, bestens ausgestattete Schule mit Duschen, Waschmaschine, Küche, Telefon und Internet. Der kulturelle Nabel des Dorfes, das 18 Schüler hat. Wir schlafen in der Bibliothek, Alex ist glücklich mit dem Computer vereint, Julian sitzt sich in der Küche fest und Christian kann sich nicht entscheiden, ob er noch eine weitere halbe Stunde unter der Dusche verbringen soll. Tonia, eine Athabaskische Indianerin hat uns zu sich nach Hause eingeladen, Cousins, Brüder und Schwestern, Enkel und Hunde bereiten einen lauten Empfang. Es gibt Elch-Steak und Kartoffeln. Leider viel zu wenig, aber wir wollten nicht als unhöfliche Fresser dastehen und haben tausendmal versichert, dass wir pappsatt seien. Tonia wollte unbedingt noch unsere Autogramme, denn sie ist sich sicher, dass wir noch mal berühmt werden!

Bei strahlendem Sonnenschein laufen wir nach einem weiteren Biwak in Kalttag ein, holen unseren vorausgeschickten Proviant beim Postamt ab und beziehen Lager in der Schule. Auch hier werden wir herzlich empfangen. Die Kids sind sehr an unserer Ausrüstung und noch mehr an dem übrig gebliebenen Proviant interessiert. Nüsse, Schokolade, Müsliriegel... . Unsere Flusswanderung ist nun entgeltig vorbei, wir

fädeln auf die Kalttag Portage ein. Tagestemperaturen um $-10^{\circ}\text{Celsius}$ sind recht angenehm zu laufen, doch meine Hände werden immer empfindlicher. Ohne kleine Kohleheizkissen in den Handschuhen läuft gar nichts. Den Füßen geht es in den Joggingsschuhen mit Gore-Membrane erstaunlich gut, aber in die Skiboots passe ich in keinem Fall mehr hinein. Fünf Nägel werde ich verlieren, die Zehen sind sehr empfindlich und brauchen Platz. Alle Blasen sind mit Pflaster überklebt, obwohl echte Alaskianer auf Duct Tape schwören. Ich habe daheim zehn Meter Pflaster vorgeschnitten, uns so wie es aussieht brauche ich die auch alle. Unsere Tageskilometer pendeln sich auf etwa 45 Kilometer ein. Dafür benötigen wir etwa elf Stunden. Pausen legen wir kaum ein, der ständige Wind kühlt sehr schnell aus. Ein Stop in der solide gebauten Tripod Flat Cabin, ein weiterer Biwak und dann endlich werden wir die Beringsee erreichen. Die Musher, die wir in Tripod Flat Cabin treffen, sind nicht ganz so kollegial wie man in der großen Weite Alaskas mit dem selben Ziel, nämlich Nome, vermuten möchte. Wir wären an seinen verletzten Hunden schuld, denn unsere Fußspuren irritieren die Hunde und sie verletzten sich durch das Straucheln an den Sehnen, hält uns einer der drei Führer vor. Hä?? Der Trail ist eisig und hart gefroren, welche Fußspuren? Vor Ruby meinte er. Hier können wir uns rechtfertigen. Wir haben unseren Trail durch die Touristen legen lassen. Wenn die Wegbereiter des Iditarod-Rennens sich einfach an unsere Spur dranhängen und keine neue legen, dann ist der Yukon wohl nicht breit genug für etwa 65 Schlittenteams und 32 Sportler! Der Musher ist nicht zu überzeugen und hinterlässt erstmals einen schlechten Geschmack in Bezug auf das Rennen. Hatten wir doch gedacht, unser Verhalten, die Hunde passieren zu lassen und sich eher am Rand der Spur zu bewegen wäre vollkommen korrekt! Später erfuhren wir dann, dass der Typ seine Hunde tritt und schlägt und das Rennen kurz vor dem Ziel aufgeben musste. Sein Leithund hatte die Schnauze gestrichen voll. Angesichts der riesigen Aufgabe die noch vor uns liegt, ist der Zwischenfall schnell vergessen. Fokussieren heißt das Zauberwort.



Fünf Uhr morgens: Gerade war es noch milchig dunkel, plötzlich ist es heller Morgen und wir befinden uns in einer total anderen Welt. Fast auf einem anderen Planeten – jemand hatte uns einfach Richtung Mond gebeamt. Oder in das Interior, das Innere Alaska. Wir stehen am Fuße eines sanft ansteigenden doch hohen Berges, die Sonne geht hinter uns auf. Vor und unter uns liegt eine riesige Ebene, die sich bis zum Horizont und laut Karte noch weit dahinter erstreckt. Hier und da, in sehr großen Abständen stehen ein paar windgebeutelte Bäumchen, ansonsten ist außer einer großen öden Weite nichts zu sehen. Ein paar Gramm Schnee bedeckten die knubbeligen Grasbüschel – der ständig präsente Wind bläst den Schnee Richtung Meer und verstärkt den Eindruck der Leere. Diese Weite ist das wahre Alaska. Ein großes Versprechen, Abenteuer, Gold und sich selbst zu finden. Der Drang Richtung Norden, dem so viele Glücksritter nicht widerstehen konnten.

13.03.2003 Unalakleet

Der Haus- und Hof-Journalist des Iditarod Hundeschlitten-Rennens, John Runjan, hat



bei seiner Trail-Beschreibung nicht übertrieben: Eine der härtesten Etappen des ganzen Rennens, extrem aufgeschobene Hügel, verursacht durch die Schneemobile, sehr schmaler, tief eingeschnittener Weg, der kaum breit genug ist für einen Hundeschlitten. Die darauf folgende weite Tundra ist so windverblasen, dass die schmale Spur ein einziges durchgehend weißes Band bildet. Hier ist der Schnee festgepresst, aber die Qualität lässt sehr zu wünschen übrig

und wechselt von blankem Eis bis hin zu grisseligem Schneekristallen. Na ja, immer noch besser als die durch die Hundeschlitten blankgescheuerten Grasbuckel bei Old Woman Cabin. Auf der Karte windet sich der Unalakleet Fluß endlos dahin, hoffentlich folgt der Trail nicht sklavisch diesen Windungen sondern kürzt auch ab! Die ersten Ferienhäuser kommen in Sicht, die Touristen zahlen hier gutes Geld für eine Woche Wildnis-Fischen erzählt man uns später. Auf der Anhöhe sehen wir es endlich: das Eldorado mit 882 Einwohnern, zwei Supermärkten, einem Postamt, Frontier Espresso Cafe inklusive Drive-In und Restaurant. Unsere Bedürfnisse haben sich längst auf das Notwendige reduziert – Essen, Trinken, Schlafen. Ich hatte daheim ernsthaft überlegt, ob ich denn ein Taschenbuch mitnehmen soll, für die müßigen Stunden! Hier zählt inzwischen nur noch, ob der Supermarkt auch die Cracker mit der Erdnussbutter hat und den leckeren Orangensaft mit Fruchtfleisch. Großstadt-Flair umgibt uns, die Straßen sind zu unserem Leidwesen gesplittet, man fährt nur vereinzelt mit den Schneemobilen. Der Städter bewegt sich entweder im rumpelnden Pick-Up mit 6,2 Liter Motor oder den wendigen hochgezüchteten Quads. Die Schule sollte unser Anlaufpunkt sein, doch Theresa hat uns aus ihrem Büro gleich gesehen, oder auch gerochen? Nein, wir schlafen heute nicht auf dem harten Boden in der Schule, sondern bei ihr zu Hause! Julian und Alex sind auch schon da. Energisch schiebt sie uns Richtung Hintertür zu ihrer Dienstwohnung hinüber. Ihr Mann Jim ist aus dem gleichen herzlichen Holz geschnitzt, kocht endlos Kaffee und versorgt uns aus dem riesigen Kühlschrank. Am Abend kommen Freunde zu einem Festessen mit mehreren Gängen, das Theresa als Mutter von drei erwachsenen Söhnen routiniert auf den Tisch bringt. So viel Gastfreundschaft, ich würde wahnsinnig gerne einen Ruhetag einlegen. Doch Christian, ganz vernünftig, argumentiert, dass gutes Wetter ausgenützt werden müsse. Er hat ja recht und so einigen wir uns auf einen halben Ruhetag und verabschieden uns am nächsten Tag gegen 13 Uhr.

Ziel ist eine aufgelassene Rentierfarm. Der Wind schneidet durch unsere Klamotten und bringt uns die Beringsee von ihrer bedrohlichen Seite näher. Das Haupthaus der Farm ist von innen verrammelt, aber wir finden einen Zugang über den ersten Stock. Hier türmen sich antike Arbeitsgeräte, mit Haut bezogene Kajaks, Netze mit Glasschwimmern, Kerosinlampen, Schneeschuhe mit Birkenrahmen und Tierhaut und das unvermeidliche zum Ofen umfunktionierte Ölfass. Treibholz gibt es genug, und bald verwandelt sich der ausgekühlte Wohnraum in eine Sauna.

Um 5 Uhr morgens ist es immer noch dunkel, doch wir gewinnen täglich etwa fünfzehn Minuten Licht. Zu Beginn des Rennens wurde es um 17 Uhr dunkel, mittlerweile ist es bis 22 Uhr hell. Die bergige Strecke nach Shaktoolik erfordert einen frühen Start. Der Wind kommt zur Abwechslung mal von hinten und treibt uns vor sich her. Der Trail wird schmaler und schlängelt sich durch niedriges Birkengehölz. Steigungen bis zu 20 Prozent verlangen ein gutes Balancegefühl, sonst zieht einen die Pulka bergab. Christian kann mit den Skiern nicht



mehr bergauf grätschen und zieht sich seine Joggingschuhe an. Trotz der Hügel liegt unsere Geschwindigkeit bei etwa vier Kilometern. Wir schwitzen, die Skibrillen beschlagen, die Atemluft gefriert in der Maske und ich wäre beinahe über das Hunde-Team gestolpert, das mitten auf dem Weg lagert. Wir hatten nicht damit gerechnet, nochmals auf Hundeschlitten zu treffen. Die Musherin war auch nicht besonders glücklich: „Meine Pups wollen einfach nicht mehr! Jetzt ist mir auch noch das Futter ausgegangen und mit leerem Magen rühren die sich keinen Zentimeter.“ Sie will auf die Checker warten, die immer Trockenfutter auf dem Schneemobil haben. Das Rennen ist für sie gelaufen. Das Zeitlimit überschritten und die Hunde nicht mehr willig. Sie wird die Huskies in Shaktoolik in den Flieger packen und nach Anchorage zurückfliegen. Ein Jahr Vorbereitung und 20.000 Dollar umsonst, sie tut mir sehr leid. Ich muss an unsere endlos scheinende Vorbereitungsphase denken und das viele Geld, das trotz großzügiger Sponsoren im „schwarzen Loch“ verschwindet. Aber ich habe ein gutes Gefühl, daß wir es schaffen, wenn auch als Rote Laterne. Gewinnen kann man hier draußen nur noch gegen sich selbst. Renn-Direktor Bill Merchant kennt den inneren Schweinehund: „Wenn ihr am Abend kaputt und müde am Checkpoint ankommt, kocht euch erst mal was zu Essen und geht schlafen. Denkt nicht ans Aufgeben. Aufgeben könnt ihr am nächsten Morgen NACH dem Frühstück.“ Eine Taktik, die gut funktioniert - nach drei Schalen Müsli und einem Liter Zitrontee, wer denkt denn da noch ans Aufgeben?

23.03.2003 White Mountain

Koyuk, Elim, Golovin, White Mountain, ich habe allmählich Mühe, die Orte, Schulen und gastfreundlichen Menschen auseinander zu halten. Ein Ruhetag, der Zeit zur Reflektion geben würde, kommt nicht mehr in Frage. Unsere Etappen sind so ausgelegt, dass wir das Zeitlimit von 30 Tagen genau einhalten können. Abgesehen von dem ständig präsenten Wind und leichten Schneefällen ist der Trail gut zu gehen, die reflektierenden Marker sind sehr dicht gesetzt, der Schnee hart gepresst. Christian läuft mit den Cross-Country-Skiern, ich zu Fuß. Er muss meist auf mich warten, ich werde immer langsamer. Schon längst zieht er meinen Proviant und diverse Ausrüstungsteile wie Schaufel, Kocher, Sprit, um meinen Schlitten zu erleichtern. Aber ich werde jeden Tag noch ein wenig dünner, habe immer kalte Hände und kann nur noch, einer Gebetmühle gleich, mein Mantra, die Tageskilometer, vor mich her sagen. Wenn ich zu Christian aufschließe ist die erste Frage nach dem GPS: „Wie viele Kilometer noch?“ Schon nett, so ein elektronischer Kilometerfresser, der einem sagt, ob man heute gut drauf ist. Unsere

Übernachtungen können wir so legen, dass wir entweder in einer Schule oder einer Schutzhütte unterkommen. Abends denken wir öfter darüber nach, wie wir die Ausrüstung optimieren würden, wenn wir das Rennen noch mal (rein hypothetisch natürlich) laufen würden. Mehr Fingerfood, Essen das nicht gekocht werden muss, lautet ein Vorschlag. Ein verbesserter Gesichtsschutz ein zweiter. Mehr wärmende Kohlepads für die Hände und eine Brillenlösung die nicht beschlägt. Ansonsten sind wir rundum zufrieden – von den wasserdichten Packsäcken angefangen über die Nahrungsergänzung bis hin zur Kocherwahl.

Die Beringsee, die wir hinter Shaktoolik Richtung Koyuk queren müssen, flößt uns gehörigen Respekt ein. Über das Meer, ohne windbrechende Sträucher, eine weite leere, weiße Fläche und nirgends auch nur eine Menschenseele in Sicht. 50 Meilen über den Norton Sound auf Salzwassereis, das ständig in Bewegung ist, sich hebt und senkt, unter dem Druck zerbricht und riesige Eisklötze übereinander schiebt. Der Sound öffnete sich in seiner ganzen eisigen Schönheit vor uns und breite überfrorene Risse die sich am Horizont verlieren zeigen, wie schnell sich die Situation in einen Kampf auf Leben und Tod verändern kann. Lyle, einer der Lehrer in Shaktoolik erzählt von einheimischen Frauen, die bereits mehrfache Witwen sind. Ihre Männer sind beim Eisfischen mit Hundeschlitten, Mann und Maus im Eis eingebrochen und liegen nun auf dem Grund des Sound. Der Tag über das Eis ist absolut windstill. Das kommt etwa einmal im Jahr vor, erfahren wir später.



Unverschämtes Glück, das wir zu diesem Zeitpunkt nicht richtig zu würdigen wissen. Ausgewert mit platten Füßen und schmerzenden Knien spulen wir die Kilometer ab, die Risse im Eis, die wir queren, lassen uns nur zu Anfang leicht schaudern. Die warme Schule in Koyuk, die wir gegen 18 Uhr erreichen wollen ist unser Fixstern, sonst zählt nicht mehr viel.

Nach einem weiteren Tag voll mühsamer Berge, Sümpfe, Wind und

Schnee haben wir die Schule in White Mountain ganz für uns. Die Kids sind zu einem Langlaufwettbewerb nach Nome geflogen, der Direktor hat Urlaub. Wir schlafen im naturwissenschaftlichen Raum, neben Tomaten- und Zucchini-Experimenten. Als dann um punkt Mitternacht die künstliche Beleuchtung helllichten Tag simuliert, mische ich mich hochwissenschaftlich ein und drehe den aufstrebenden Pflanzen kurzerhand den Saft ab. Fünf Stunden weniger Licht können doch nicht schaden, oder... ? Zum Frühstück gibt es Ananas aus der Dose. War ein Schnäppchen, nur sechs Dollar die Dose! Wie in alten Goldrush-Zeiten.

Morgendlicher Road-Check - die Karte verheißt viele Hügel, kurz und knackig steil. Damit kein Neid aufkommt, hat Christian eine phänomenale Idee: Bergab setze ich mich auf seine Pulka und komme so auch in den Genuss rasanter Abfahrten.

Zweimal geht das gut, beim dritten Mal verfängt sich sein Ski in einem kleinen Busch und wirft ihn aus der Bahn. Er knallt hart auf seinen Steiß, so dass ihm erst mal die Luft weg bleibt. 50 Meilen vor Nome noch ein Unfall? Die Idee war gut, aber das nächste Gefälle läuft jeder allein.

25.03.2003 Port Savety

Das Rennen bleibt unerbittlich und erbarmungslos. Ich dachte, von Koyuk bis Nome sind es nur noch 150 Meilen, ein Spaziergang im Vergleich mit dem Landesinneren, der Tundra, der Beringsee, dem verdammten Yukon. Dass wir so weit gekommen waren zeigt ja, dass wir ausdauernd und hart im Nehmen sind. Doch die einzelnen Abschnitte sind nicht kompatibel, bauen nicht aufeinander auf, um ein homogenes Ganzes zu ergeben. War der Trail auf dem Nenana gut, heißt das nichts für den Yukon oder die Kalttag Passage. Einige Wettkämpfer mussten hier in der Vergangenheit aufgeben, da die plötzlich auftretenden Blizzards ungehindert vom Meer über den Strand hinwegfegen. Es ist ein Rennen, das ständig alles von einem fordert, keine Schwäche verzeiht und entspannende Momente nicht duldet.

Die Strecke von White Mountain zur Schutzhütte des Nome Kennel Clubs ist eine endlose Aneinanderreihung von Wellen und Hügeln, die in der Überwindung des Topkok gipfeln. Ein strahlend schöner Tag, -15° Celsius, leichte Windböen –



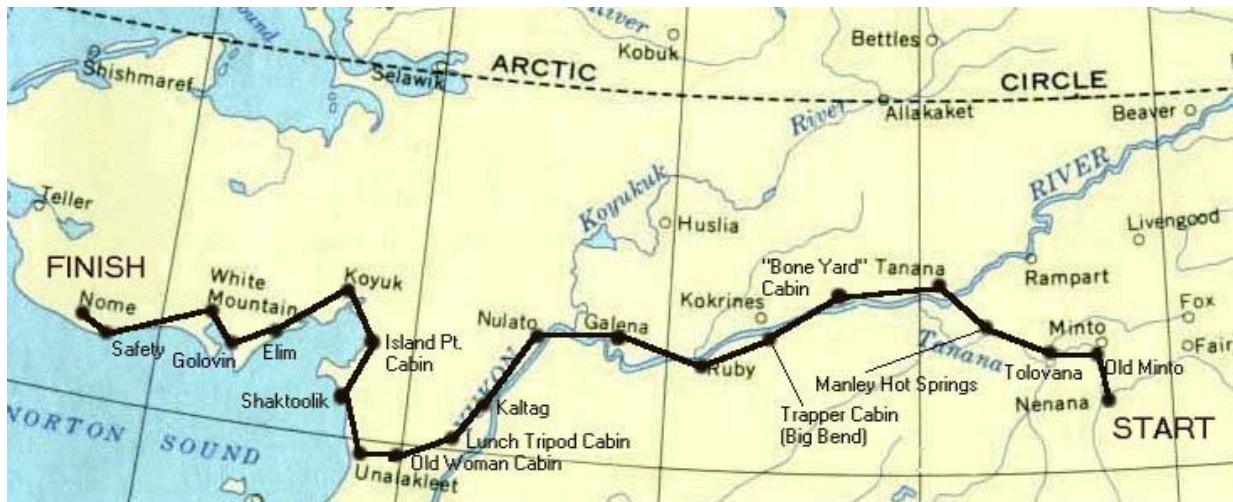
perfekt möchte man meinen, doch die Böen gewinnen Richtung Meer an Stärke und treiben Tränen in die Augen. Bis wir die grüne Holzhütte erreichen, stemmen wir uns gegen eine eisige Windchill-Front von 50 km/h. Gegen 22 Uhr heult der Wind um das Hüttchen und wir sind ernstlich besorgt. Das Zeitlimit fordert täglichen Einsatz, egal wie das Wetter ist. Um 6 Uhr früh hat der Wind etwas nachgelassen, die Temperatur ist auf -30° Celsius

gesunken. 40 Meilen nach Nome immer am Meer entlang warten auf uns. Also dann... Der Schneemobilverkehr nimmt zu, Einheimische sammeln Treibholz, das sich haushoch am steil abfallenden Strand türmt. Etwa 20 Meilen vor Nome rasten wir kurz bei Port Savety, dem letzten Checkpunkt während des Iditarod-Rennens. Leider ist die Kneipe schon wieder geschlossen. Windgeschützten Unterschlupf bietet dafür die überdachte Ladefläche eines unverschlossenen Pick Ups. „Was machen wir, wenn ich den Schlüssel finde“, frage ich, während ich Sonnenblenden runterklappe und Fußmatten hochhebe. „Hm...“, Christian ringt mit seinem Gewissen, das nicht ernsthaft auf die Probe gestellt wird, da ich das verdammte Ding nicht finden kann. Um 24 Uhr marschieren wir weiter, prompt laufe ich der verkehrten Schneemobilspur nach, da die Marker hier nicht mehr so dicht gesetzt sind. Die Skibrille, wieder komplett vereist, lässt alles in einem gnädig rosefarbenen Licht erscheinen. Wieder auf dem rechten Pfad, die Lichter Nomes zum Greifen nahe, zieht sich unser letzter Trott doch bis zehn Uhr morgens hin. Ein Eskimo schließt sich uns an und quatscht uns mit sehr seltsamem Small Talk voll. Wir sind zu schwach um ihm zu entkommen und er begleitet uns höchst persönlich Richtung Hauptstrasse. „Und das nächste Mal gewinnt ihr das Mistding,“ prophezeit er uns im Brustton der Überzeugung. Geht klar, Mann!

Drei Tage später, nach einem Besuch beim Bürgermeister, mehreren Raubzügen durch den Supermarkt und Frühstückssorgien bei Fat Joe, sitzen wir im kleinen Fernsehstudio des lokalen Senders Channel 4, eine Stunde Sendezeit und mit uns als Studiogast am runden Tisch sitzt Miss Alaska. Der Unterschied könnte größer nicht sein: Hier die supersüße Peggy Willman mit ihrer Krone, Mandelaugen, glänzendem Haar, den strahlenden Zähnen und einheimischer Tracht, dort Christian

und ich mit Erfrierungen im Gesicht, eingefallenen Wangen und notdürftig gewaschenen Klamotten. Und, wie war es denn so, das Rennen, fragt Richard, der Moderator: Und ich sitze da, denke an die kahlen Pritschen in den Nothütten, die endlosen Stunden in der Tundra, die eisigen Winde, die selbstlose Hilfsbereitschaft der Einheimischen und das Gefühl, nach 30 Tagen endlich das geschafft zu haben, wovon man Jahre träumt, räuspere mich und sage: „Nun...“. Und da wird uns endlich so richtig bewusst, dass wir echte FINISHER sind!

Rennstrecke



Weitere Informationen zum Rennen unter www.alaskaultrasport.com.

Sponsoren

